



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Duimchen, Theodor: Die Kunst : Erzählung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)



in Mann kletterte die steile Waldschneise empor. In tiefer Einsamkeit: fern unter ihm rauschte der Waldbach, über ihm bewegte ein lauer Wind leise die Kronen der Buchen, die goldiggrün von den schon schräg fallenden Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurden.

Es war ein heißer Tag im August gewesen, der Boden dampfte warm im Laubwalde. Erst ganz oben wurde es ein wenig lustiger. Schmal, schnurgerade zog sich der Aufstiege durch den Forst, fast genau von Nord nach Süd. Die schon ziemlich tief im Westen stehende Sonne warf dichte Schatten über den schmalen Pfad. Lautlos schritt der Wanderer auf dem dicken Teppich von altem Laub und Moos. Er nahm den weichen Filzhut ab und trug ihn in der Linken, während die Rechte den Stock führte: eine derbe Eiche mit spitzer, dreikantiger Stahlzwinde.

Es war kein Jüngling mehr, der da hoch aufgerichtet, barhaupt durch den ragenden Hochwald schritt. Kurz gehaltenes Haar bedeckte nur noch mangelhaft den großen Schädel, dessen Form sich dadurch besonders deutlich zeigte. Der Mann hätte aussehen können, wie er wollte, an dem Schädel schon erkannte man, daß man keinen Durchschnittsmenschen, keinen aus der Töpferware der Natur vor sich hatte: die kantigen Formen des Kopfes, die starken Wölbungen über Augen und Schläfen machten einen ganz eignen fesselnden Eindruck. Aber auch das Gesicht selbst fesselte, es war das eines Denkers und Kämpfers zugleich. Über die hohe Stirn zogen sich feine Querlinien, zwischen den Brauen aber stand eine doppelte, tiefe, fast finstre, senkrechte Falte. Über der scharfgeschnittenen, leicht gebognen Nase blickten ein paar große, dunkelbraune Augen. Der Sommeranzug, den er trug, verriet nichts von Beruf oder Stellung des Trägers: ein heller englischer Plaidanzug, bequem, aber gut gemacht.

Jetzt stand der Einsame still, setzte den Hut wieder auf und strich sich einen Augenblick lang nachdenklich den braunen Vollbart, der ihm in weichen Wellen bis tief herab auf die breite Brust fiel. Ein schmaler Waldweg schnitt die Schneise. Er warf einen Blick zurück, verfolgte dann die Windung des Wegs und streifte einige Baumgruppen mit dem Auge, wie um die Kennzeichen

des Ortes zu sammeln. Nur eine Sekunde, und er war seiner Sache sicher: mit schneller werdenden Schritten bog er rechts in den Waldpfad ein.

Der Wald wurde noch mächtiger, der Weg hob und senkte sich mäßig, die Sonne zeichnete grelle, weiße Lichter auf den Boden. Es war totenstill.

Der Wanderer war nicht in friedfertiger Stimmung: die Falte zwischen den Brauen vertiefte sich mehr und mehr, und die dunkeln Augen blickten finster. Er schien mit jemand zu sprechen, den er lebhaft vor sich sah: von Zeit zu Zeit entfuhr seinen Lippen ein halbblautes Wort, und dann und wann saufte sein Stock mit kräftigem Hiebe dumpf durch die Luft. An einer kleinen Wendung des Weges streckte sich ihm ein starker, dürrer Ast entgegen, als wollte er ihm das Weitergehen verwehren; ein saufender Hieb, und krachend stürzte der Altersschwache zerschmettert zu Boden. Von links her brach erschreckt ein Rehruddel aus dem Unterholz und setzte in eiliger Flucht mit zierlichen, weiten Sprüngen über den Weg.

Der Mann lachte auf, wie in leichtem Spott über sich selbst. Sein Gesicht blieb nun auch heiter, die kleine Gewaltthat schien ihn erleichtert und ihm seinen Humor wieder gegeben zu haben. Er atmete freier und sog in langen Zügen die würzige Waldluft ein. Ein Fuchs, der sich dicht am Wegesrande hinter einem Busche platt auf den Boden gedrückt hatte, trabte hinter dem Davonschreitenden links in den Wald, indem er ihm über seine listige, schwarze Schnauze hin verschmizt nachsah, die rote, geradeaus gestreckte Rute leise bewegend.

Der Wanderer hatte eine weiße Landstraße gekreuzt, die quer durch den Forst zog, und war auf der andern Seite wieder in den Wald getaucht, er hatte ein Wässerchen überschritten und im Gewir vieler kleinen Quer- und Nebenwege ohne Zögern immer schneller den seinen verfolgt. Die Wege wurden häufiger und gepflegter. Endlich senkte sich der Pfad rasch, zuletzt fast steil in einen langen, schmalen, schluchtartigen Grund, durch den ein muntre Bach floß. Es war schon fast dunkel hier unten, kühl und feucht. Den Bach entlang ging ein Weg, hart, sorgfältig unterhalten. Gerade gegenüber stieg eine Treppe den jenseitigen Hang empor, wenige Schritte rechts aber ergoß eine in Stein und Eisen gefaßte Quelle plätschernd ihr Wasser in ein Becken, das unter dem Wege in einen überdeckten Kanal nach dem Bache abfloß. Die aus Baumästen gefügten Bänke paßten zwar gut in den Wald, sahen aber doch schon etwas nach Verschönerungsverein oder Kurgarten aus.

Auch hier unten war es einsam. Der Wanderer lächelte befriedigt, als er den Platz verlassen fand, setzte sich auf die Bank und wartete.

Die Schatten senkten sich tiefer. Unten im Grunde an der Quelle wurde es fast finster, nur ganz hoch oben am Hange vergoldeten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne hie und da noch eine der besonders hohen, am mächtigsten aufragenden Buchenkronen.

Der Mann auf der Bank spähte gespannt nach dem obern Rande der Höhe, an dem ein Weg entlang lief. Vereinzelte Gestalten waren oben vorüber gegangen, auch Paare und kleinere Gesellschaften von dreien oder vieren. Vereinzelte Laute der Unterhaltung waren bis herunter gedrungen, aber immer einsamer, immer stiller war es auch oben geworden. Die Leute waren alle in ein und derselben Richtung vorübergegangen: wohlgezogene Pflegebefohlene einer Kurverwaltung, die ihnen zu ganz bestimmten Stunden ihre Mahlzeiten giebt und sie dann zu Bett schickt.

Es verging noch eine halbe Stunde. Im Walde herrschte Totenstille. Die leisen, fernen Nachtstimmen des Forstes erwachten, der Wind wehte kühler durch die aufrauschenden und wieder stiller werdenden Blätter.

Da hörte der Harrende leichte, rasche Schritte, die aus der entgegengesetzten Richtung kamen; ein weißer Fleck wie ein wehendes Sommerkleid leuchtete oben an der Treppe auf, und täuschend nachgeahmt klang nun das leise Gurren der Holztaube von der Quelle her. Ein leichter, unterdrückter Freudenruf von oben herab antwortete, und in behenden Sprüngen, immer je zwei, drei Stufen der rohen Treppe auf einmal nehmend, stürmte eine zierliche Mädchengestalt herunter in die Nacht, ins Dunkel.

Falle nicht, Wildfang! rief ihr der Mann entgegen. Es sollte Schelten sein, und es war Sorge in dem leisen, unterdrückten Rufe, aber noch viel mehr Stolz, Freude und Entzücken.

Aber schon lag sie ihm in den starken Armen, und unter Küssen klang es leise, aber doch jubelnd, als wäre es laut hinausgejauchzt: Unsinn, Erich, man kann nicht fallen, wenn man seinem Schatz entgegenfliegt.

Sind wir sicher? fragte er.

Unbedingt sicher, aber nur auf eine Viertelstunde, du weißt ja. Es ist eigentlich zu schlimm für dich, zwei Stunden her und zwei Stunden durch den nächtlichen Wald zurück, um eine Viertelstunde lang mit deiner kleinen Erika zu verplaudern, du armer Kerl.

Reicher Kerl, lachte er leise, sündhaft reich, schon fürchte ich den Neid der Götter, Kleine. Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn sich jeder mit eines Tages Arbeit solch eine Viertelstunde erkaufen könnte! Aber komm, wir stehen hier mitten im Weg. — Er zog sie in den tiefern Schatten. — Etwas neues, kleine Erika?

Nichts wesentliches. Was ist auch wesentlich außer dir. Onkel ist noch immer ebenso nervös, als wie er hergekommen ist. Wie soll auch jemand irgendwo wieder gesunde Nerven bekommen, der alles, was sie ihm krank gemacht hat, überall mit sich herumträgt und überall mit hinnimmt: seine Geschäftsforgen und seine Geldgier, die er Ehrgeiz nennt.

Sein Gesicht wurde finster: Sprich nicht von Geld! — Dein Onkel hat keine Ahnung, daß ich hier bin?

Nein, gesehen hat er dich ja neulich nicht, und von deinem Nest da drüben, jenseits des Waldes, hat er keine Ahnung. Er hält dich für verschollen und freut sich dessen, der Gute. Wenn er wüßte, daß Leander jeden Abend zu seiner Hero schwimmt.

Er lachte: Werde nicht übermütig! So gut wie Hero hast du es doch nicht. Es wäre doch noch viel romantischer, wenn der Verehrer so jeden Abend sein bißchen Leben wagte, nicht, kleine Erika? Aber des Waldes Rauschen ist weniger gefährlich als die Brandung des Hessespont. Meine Leistung ist nicht viel wert. Vielleicht schwämme ich auch, wenn es sein müßte; vorläufig aber mußt du auf das erhebende Bewußtsein verzichten, daß dein Geliebter allnächtlich den Tod bezwingt, um zu dir zu kommen. Die reizenden Tiere werden mich auch nicht fressen. Es ist schon hundertfünfzig und etliche Jahre her, daß des Königs Waldläufer hier die letzten Wolfsspuren „observiret“ haben.

Mache mich nicht zu fürchten, Menschen sind schlimmer als Wölfe! Erwinnere mich nicht daran, es soll sehr unsicher sein hier im Walde, du gehst immer allein.

O nein, nie, antwortete er, wir sind immer zu zweien, und er zeigte auf seine junge Eiche, die an der Bank lehnte. Hast du etwa Angst um den gebrechlichen alten Herrn?

Wenn ich dich sehe, wenn ich bei dir bin, halte ich Furcht für lächerlich; wenn du aber fern bist, fürcht ich mich doch, sagte sie. Es ist eigentlich unverantwortlich von mir: du kommst jeden Tag, machst jeden Tag diesen weiten Weg, bei jedem Wetter, und hast nie die Sicherheit, daß ich kommen kann. Neulich hast du hier gestanden in Sturm und Regen, und ich hab im Zimmer gefessen. Alle verfügbaren Lampen waren angebrannt, Tante hatte die Läden geschlossen, Onkels Nerven wegen, und doch sah man jeden Blitz; das fahlblaue Licht drang durch die künstliche Helle, das ganze Haus zitterte unter dem dröhnenden Donner, der Schlag auf Schlag niederfuhr. Ich war im Trocknen, in Sicherheit, und wußte dich draußen.

Kind, antwortete er, mach dir doch keine Vorwürfe! Ich lebe um dieser Viertelstunde willen. Ich arbeite schwer, denn durch Ruhm und Erfolg will ich dich erringen. Daß ich dich wenigstens sehen kann, daß ich dich täglich sehe, das macht mich stark. Und die weite Wanderung ist ein Heilmittel für mich. Es ist eine Notwendigkeit für mich, einen weiten Spaziergang zu machen, nachdem ich den Tag über, solange die Sonne am Himmel ist, in meinem Schuppen gestanden habe. Das Wetter neulich ist mir ausgezeichnet bekommen, das Brasseln des Regens, das Heulen des Sturms in den Baumkronen war schön, es hätte dir Spaß gemacht, wenn du dabei gewesen wärst. Und die Blitze waren meine Freunde, denn bei ihrem Leuchten sah ich den Weg. Ich habe prächtig darnach geschlafen, so gut wie lange nicht, eine ausgezeichnete Nacht habe ich gehabt, traumlose Ruhe, ich habe nichts geträumt, gar nichts, nicht einmal von dir, und das ist gesund, kleine Erica.

Pfui! sagte sie.

Pfui? Weshalb pfui? Soll ich nicht einmal mehr schlafen dürfen, kleine Tyrannin?

Schlafen, o ja, aber du sollst dich nicht darüber freuen, daß du nicht von mir träumst. Ich werde auch nicht mehr von dir träumen. Warte, wenn du nicht gleich Bitte, bitte! sagst, dann heirate ich Herrn Albert Bierman.

Er zog sie lachend auf sein Knie. Bitte, bitte! sagte er, bitte, bitte! kleine Maus, heirate doch den Esel nicht.

Sie sprang lebhaft auf. Esel? sagte sie. Das ist eine Ungerechtigkeit des Nebenbuhlers. Ein ganz bedeutender Geschäftsmann, da kannst du fragen, wen du willst. Ein genialer Kopf, hat Onkel Gustav heute Abend noch wenigstens ein dutzendmal versichert.

Genial? Albert Biermann? Alle Hagel, das ist selbst für Onkel Gustav eine erstaunliche Leistung.

Ja ja, wiederholte sie, mit seiner letzten Grundstückspekulation macht er mindestens eine Million.

Das „macht er“ ist vom Onkel! Also er macht eine Million? Und das mit der „segenreichen Arbeiterkolonie“?

Ja, das ist eben der geniale Gedanke, wie Onkel Gustav meint, das Terrain wäre zu gar nichts weiter zu brauchen gewesen. Weißt du übrigens, daß der große Mann kommt?

Was, hierher? fragte er etwas erschrocken.

Sawohl. Zittere, Tyrann! und lerne wieder von mir träumen. Die

Sache wird gefährlich, morgen früh kommt Herr Albert Bierman angereist. Er hat geschworen, nur als mein Verlobter wieder heimzufahren. Und was will ich machen, Herr Erich Vanrile? Der Künstler, den ich liebe, verbietet sich die Gedanken an mich aus Gesundheitsrücksichten und kommt zum Stell-dich-ein, nur weil er aus denselben Gründen eines längern Spazierganges bedarf. Am Ende läßt er mich eines Tages sitzen, weil er sowieso ein garstiger alter Junggesell ist, der mir schon vor drei Jahren gesagt hat, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war: heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser. Ein sehr trüber Blick in eine ungewisse Zukunft! Auf der andern Seite stehen alle guten Mächte, die ein braves Mädchen ehrt und liebt, Herr Erich. Erstens Albert Bierman, ein tadelloser und erfolgreicher Geschäftsmann, hoch angesehen in allen Kreisen, die auch Geld haben. Zweitens mein guter, alter Onkel, der mich, die arme mittellose Waise, zu seiner Erbin erzogen hat. Drittens meine sanfte Tante, die gar nicht begreifen kann, daß man etwas nicht innig wünscht, was Onkel Gustav will. Und viertens dann noch der große, große Geldsack von Herrn Bierman. Das sind vier gegen eins, Herr Baumeister. Ich werde mich schließlich fügen müssen, nach ehrenvollem Widerstande natürlich.

Fällt dir ja gar nicht ein, antwortete er lachend, ich sehe den Verlauf voraus. Der brave Mann wird ankommen, wird dir furchtbar den Hof machen, einen erschrecklichen Luxus treiben mit Blumen und Ausfahrten, wird dir alle Tage von seinem Hause, von seinen Dienern, von seinen Pferden und seinen Wagen erzählen, und wie gut es einmal seine Frau haben wird, und du wirst ihn auslachen wie immer, wirst ihn mißhandeln, an der Nase herumführen und ihn so ärgern, daß er nach längstens acht Tagen wieder abfährt, unverlobt, und wenn er das Gegenteil bei seinen Ahnen geschworen hätte, die ja wohl alle Viehkommissionäre waren.

Sie lachte hell auf, und aus ihrem Lachen klang die sehr feste Überzeugung, daß die Sache in Wirklichkeit ganz ähnlich verlaufen würde.

Dann aber wurde sie auf einmal ernst. Mit ihrer linken kleinen Faust griff sie in seinen Vollbart, mit der rechten nahm sie ihn beim Ohr, und dann schüttelte sie ihn leise und sah ihm in die Augen, ganz nahe, als wollte sie auf den Grund seiner Seele sehen. Du schlechter Kerl, sagte sie dann, daß du mich so fest am Faden hast, das ist schon schlimm genug, daß du es aber auch so genau weißt, das find ich einfach empörend. Du bist noch nie, nie, nie eifersüchtig gewesen, dir hat noch niemals auch nur vorübergehend der Gedanke die Seele getrübt, du wärest meiner nicht sicher, deiner Erika nicht ganz so sicher wie deiner Hand — und ich, ich stehe Angst aus, solange ich dich nicht bei mir habe, und wenn ich dich mit einer schönen Frau oder einem hübschen Mädchen sprechen sehe, wird mir heiß und bang, und als du mir neulich von der Sängerin erzählt hattest, die drüben zur Kur ist, und die so schön und so liebenswürdig ist, da hab ich geträumt von euch beiden. Es war in einer furchtbar kalten Kirche, und ihr wurdet getraut, und sie hatte einen weißen Schleier und rotes Haar, und das hat mir so weh gethan, daß ich mitten in der Nacht laut geschrieen habe. Tante Ida hat mich geweckt; sie sah ganz verstört aus, als sie in der Nachtjacke vor meinem Bett stand, und dann hat sie mir ein Brausepulver gemacht und hat mich getröstet und hat mich gefragt, was mir denn fehlte, und dann hab ich schlechte Gøre sie angelogen: ich hätte geträumt, ich hätte Albert Bierman heiraten sollen, und

das hätte mich so entsetzt, und da ist sie ganz bekümmert und gedrückt wieder zu Bett gegangen und hat bald darauf geschnarcht. Aber ich habe trotz des Brausepulvers nicht wieder einschlafen können und immer noch gesehen, wie du mit der andern vor dem Altar standest, und habe mein Kissen naß geweint. Ich glaube, du hast mich gar nicht lieb, du hast mich bloß gern, weil ich hübsch und lustig bin, und wenn du eine triffst, die noch hübscher und lustiger ist, dann nimmst du die. — Wieder schüttelte sie ihn leise, und noch näher kam sie mit ihren Augen den seinigen und fragte: Du, hast du mich wirklich lieb?

Furchtbar lieb — toll lieb, antwortete er.

Dein Glück! sagte sie. Dann gab sie ihm einen leichten Stoß und entschlüpfte dem nach ihr Hirschenden. Der Dämmerung ungeachtet schien sie eine befriedigende Bestätigung auf dem Grunde seiner Seele gelesen zu haben, denn ihre Augen, in denen fast Thränen gestanden hatten, waren erst ruhig, dann hell, dann lustig und endlich ganz mutwillig geworden. Und das alles hatte keine Sekunde gedauert.

Nun und? sagte er, ich bekomme doch immer einen Kuß, wenn ich versichere, daß ich dich furchtbar lieb habe.

Erika! Erika! tönte von oben aus der Dämmerung eine dünne Stimme.

Tante sucht mich, still! Gute Nacht, gute Nacht! Und weg war sie.

Suchst du mich, Tantchen? hörte Erich Barvile sie hinauf sagen.

Sa, Kind, Onkel hat schon nach dir gefragt, du weißt, er ängstigt sich so leicht um dich.

Ach, es war so wunderschön!

Sa, es ist sehr schöne Luft, sagte Tante Ida. Dann gingen sie Arm in Arm der dicht am Parkrande gelegnen Villa zu.

Horch, sagte Tante Ida noch, eine Holztaube! — Ein sehnfüchtiges Gurren klang vom Grunde herauf.

Sie standen einen Augenblick still. Horch! hörst du sie? fragte die Tante.

Sie? Das ist doch ein Täuberich, Tantchen, der sehnt sich im tiefsten Baß nach seiner Frau, die ihm davon geflogen ist.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Regis voluntas. Es muß wie ein elektrischer Schlag durch die deutschen Herzen gegangen sein, als die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger bekannt wurde. Der ungeheure Wiederhall, den sie in dem ganzen Auslande gefunden hat, und der verschiedne Laut dieses Wiederhalls, je nach der Stelle, von der er erklang, hat auch die Schwachmütigen aufgerüttelt; wer noch gestern in ängstlicher Philisterhaftigkeit riet: nur keine Unvorsichtigkeiten, nur keine tollen